

NEW YORK, DIE LEICHTE ENTTÄUSCHUNG

Von

MAURICE VAN MOPPÈS

Auf der Rückfahrt aus New York schrieb ich, mit großer Naivität, einen Stoß Notizen nieder. In den ersten Nachmittagsstunden, da das Schiff gleichsam verlassen scheint, da teils die Siesta, teils die Liebe die Passagiere in ihren Kabinen zurückhält, schrieb ich gewissenhaft große Bogen mit New Yorker Beobachtungen und Gedanken voll. In dem Maße, als das Schiff sich von New York entfernte, brachten mich diese wohlgeschmierten Seiten zur Stadt zurück, dessen Namen London, Rom und sogar Paris zu verdunkeln beginnt. Und nun, bei der Ankunft, finde ich Morands New York, diesen intelligenten, lebhaften und eingehenden, obschon unvollkommenen Baedeker vor, der meine armen, kleinen Skizzen hinfällig macht.

Wir haben schon so viele amerikanische Filme gesehen und so viele Bücher à la Morand, à la Manhattan Transfer gelesen, daß wir die „wundervolle Manhattan-Insel“, wie ihre Einwohner sie nennen, schon kennen, bevor wir sie auch nur ein einziges Mal besucht hätten. Sie ist im Begriffe, eines der großen Ziele künstlerischer und literarischer Pilgerfahrten zu werden, wie Florenz oder Athen. Nur, daß wir statt der Angelico- und Leonardo-, statt der Sokrates- und Byron-Reminiszenzen das Vergnügen haben, den auf Charlie jagenden Policeman, den Bohlenzaun aus „Hundeleben“ oder die Stiege, in der sich der flüchtende Harald Lloyd versteckt hat, wiederzufinden. Es gibt nichts, vom Palais bis zum Briefkasten gar nichts, das wir nicht im voraus kennen würden, ebensogut, wie den Dogen-Palast oder die Säulen des Parthenon.

Die Ankunft in New York, wie imposant sie auch sein mag, ist weniger großartig, als man sie sich in der überhitzten Erwartung vorgestellt hatte. Venedig vom Meer aus gesehen — das hat doch ein anderes Antlitz. Ja, diese Wolkenkratzer sind im Grunde genommen doch nichts anderes als ein Haufen von Stockwerken mit sehr vielen, ganz kleinen Fenstern, die eher an Wabenreihen als an babylonische Konstruktionen erinnern. Indessen, keine Übertreibung! Diese Bauten, so wie man sie an einem sonnigen Morgen aus dem von vielen Schiffen buntbevölkerten Meer emporsteigen sieht, und dieser über den Wellen hörbare ungeheure Lärm sind besser als die Tankstellen, die Fritüren-Händler und Zollbuden, die Paris umlagern.

Es gibt Winkel in der Stadt, von denen Morand wenig spricht und die ich liebe. Diese befinden sich in den häßlichen Stadtvierteln, wo es um überraschend altmodische Hochbahnstationen herum Straßen gibt, in denen man viele kleine rote Häuser mit Dachböden sieht und manchen Fahrdamm, wo Kinder spielen und wohin sich nie ein Auto verirrt. An der Straßenecke stehen verwegene Kerle, sie stützen sich verächtlich auf die Schaufenster eines „drug store“ und spucken dir in wundervollem Bogen vor die Füße. Und so wird uns plötzlich ein altes Folklore wieder lebendig: diese Brüder hier und dieser alte Mann, der sein Zugbrückenfenster aufmacht, um einen Passanten mit einem schrillen Pfiff herbeizurufen . . .